

HEYNE◀

Das Buch

Nach einer weltumspannenden Seuche hat sich das Leben auf der Erde grundlegend verändert. Die magischen Wesen sind aus dem Schatten getreten. Vampire, Kobolde und andere Untote machen die Straßen unsicher.

Die Kopfgeldjägerin Rachel Morgan hat ein Problem: Cincinnati's Inderlander-Bevölkerung wird durch einen grausamen Serienkiller dezimiert, der es auf begabte Hexen abgesehen hat. Auf Bitten der Behörden beginnt Rachel zu ermitteln und sie ist sich schnell sicher, die Identität des Mörders zu kennen: Zahlreiche Indizien weisen darauf hin, dass ihr gefährlichster Widersacher, der mysteriöse Trent Kalamack, in die Morde verwickelt ist. Doch dieser Fall ist nicht so eindeutig, wie es zunächst scheint. Und als es Rachel schließlich gelingt, Trents größtes Geheimnis zu entschlüsseln, gerät sie selbst in tödliche Gefahr ...

DIE RACHEL-MORGAN-SERIE:

Bd. 1: Blutspur

Bd. 2: Blutspiel

Bd. 3: Blutjagd

Die Autorin

Kim Harrison, geboren im Mittleren Westen der USA, wurde schon des Öfteren als Hexe bezeichnet, ist aber – soweit sie sich erinnern kann – noch nie einem Vampir begegnet. Sie hegt eine Vorliebe für Friedhöfe, Midnight Jazz und schwarze Kleidung und ist bei Neumond nicht auffindbar.

Kim Harrison

BLUTSPIEL

Roman

Mit Bonusmaterial:
»Zwischen Schatten und Licht«
Ein Gespräch mit Kim Harrison



Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE GOOD, THE BAD, AND THE UNDEAD
Deutsche Übersetzung von Alan Tepper



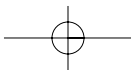
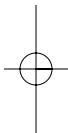
Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Deutsche Erstausgabe 12/2007
Redaktion: Charlotte Lungstrass
Copyright © 2005 by Kim Harrison
Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2007
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43304-5

<http://www.heyne.de>

*Für den Mann, der weiß, dass zuerst das Koffein kommt,
dann die Schokolade und danach die Romantik –
und wann es angebracht ist, die Reihenfolge zu ändern.*





Ich zog den Leinengurt des Wasserkannisters höher auf die Schulter und streckte mich, damit ich die Wasserdüse in den Topf der Hängepflanze halten konnte. Die Wärme des hereinströmenden Sonnenlichts drang durch meinen blauen Arbeitsanzug. Hinter den schmalen Flachglasfenstern lag der Innenhof, umgeben von den VIP-Büros. Ich blinzelte in die Sonne, drückte den Sprühknopf, aber nur einige Tröpfchen quälten sich durch das Scheißding.

Das laute Klappern der Computertastaturen drang in meine Ohren, als ich zum nächsten Grünzeug ging. Aus dem Büro hinter der Rezeption waren Telefongespräche zu hören, begleitet von einem bauchigen Lachen, das an das Kläffen eines Hundes erinnerte. Tiermenschen! Je höher sie in der Rangordnung standen, desto menschlicher sahen sie aus, aber dieses Lachen verriet sie immer.

Ich blickte die Reihe der Hängepflanzen vor dem Fenster entlang. Hinter dem Empfang befand sich ein frei stehendes Aquarium. Jepp! Cremefarbene Flossen. Ein schwarzer Punkt auf der rechten Seite. Das musste er sein. Mr. Ray züchtete Koi, die er auf der jährlichen Fischausstellung in Cincinnati präsentierte. Der Gewinner des letzten Jahres wurde immer in seinem Vorzimmer ausgestellt, aber nun schwammen da zwei Fische, und das Maskottchen der Howlers war verschwunden. Mr. Ray war ein Anhänger der Dens, eines

Rivalen des Inderlander Baseballteams. Zählte man eins und eins zusammen, ergab das einen gestohlenen Fisch.

»So, so«, meinte die freundliche Frau hinter dem Tresen, als sie aufstand, um einen Stapel Papier in den Drucker einzulegen. »Mark hat Urlaub? Er hat mir gar nichts davon gesagt.«

Ich nickte, sah die Sekretärin in ihrem beigen Geschäftsanzug aber nicht an, während ich mein Equipment einen Meter weiter zerrte. Mark machte nur einen Kurzurlaub. Er lag im Treppenhaus des Gebäudes, in dem er vorher gearbeitet hatte, durch einen temporären Schlafzauber außer Gefecht gesetzt. »Ja, Madam«, antwortete ich mit lauter Stimme und einem leichten Lispeln. »Er hat mir erklärt, welche Pflanzen bewässert werden müssen.« Bevor sie näher hinschauen konnte, drückte ich meine rot lackierten Fingernägel in die Handinnenflächen. Die passten wirklich nicht zum Erscheinungsbild einer Gärtnerin. Ich hätte vorher daran denken sollen. »Zuerst kommen die Pflanzen auf dieser Etage dran, und danach der Baumgarten auf dem Dach.«

Die Frau lächelte und entblößte dabei ihre leicht überlangen Zähne. Sie war ein Werwolf und stand anscheinend weit oben in der Hackordnung des Büros. Mr. Ray würde wohl auch keinen dahergelaufenen Straßenköter einstellen, wenn er sich so ein schnuckeliges Ding leisten konnte. Ihr leichter Moschusgeruch war gar nicht mal unangenehm.

»Hat Mark Ihnen von dem Arbeitsaufzug auf der Rückseite des Gebäudes erzählt?«, fragte sie hilfsbereit. »Das ist viel bequemer, als diese Karre die Treppen hinaufzuschleppen.«

»Nein, Madam.« Ich zog die hässliche Kappe mit dem Gärtnerlogo tiefer ins Gesicht. »Ich glaube, er will mir das Leben richtig schwer machen, damit ich nicht versuche,

ihm ins Gehege zu kommen.« Mit steigender Pulsfrequenz schob ich Marks Arbeitswagen weiter die Pflanzenreihe entlang. Auf ihm befanden sich Gartenscheren, Düngestäbchen und das Bewässerungsequipment. Natürlich kannte ich den Aufzug, ebenso wie die Lage der sechs Notausgänge, der Feuermelder und das Donut-Depot.

»Männer«, seufzte sie, rollte mit den Augen, und setzte sich wieder vor den Bildschirm. »Haben die denn immer noch nicht kapiert, dass wir die Welt regieren könnten, wenn wir es nur wollten?«

Ich nickte zustimmend und bespritzte die nächste Pflanze mit ein wenig Wasser. Irgendwie regierten wir doch sowieso schon die Welt. Über dem Geräusch des Druckers und des entfernten Bürogeschnatters erklang ein durchdringendes Summen. Es war Jenks, mein Partner, und er hatte offensichtlich eine ziemlich miese Laune, als er aus dem Büro des Chefs geflogen kam. Seine libellenähnlichen Flügel waren rot vor Wut, und das Licht der Sonne erleuchtete den von ihnen herabfallenden Pixiestaub. »Ich bin mit den Pflanzen da fertig«, moserte er lauthals und landete auf dem Rand des Hängetopfes vor mir. Die Hände in die Hüften gestemmt, sah er in dem blauen Overall aus wie ein erwachsener Peter Pan, der es bis zum Müllmann gebracht hatte. Seine Frau hatte ihm sogar eine passende Mütze genäht. »Die brauchen nur Wasser. Kann ich dir hier irgendwie helfen oder kann ich zurück in den Truck und schlafen?« Er klang ätzend und genervt.

Ich nahm den Wasserkarister vom Wagen und stellte ihn auf den Boden, um den Deckel abzuschrauben. »Ich bräuchte ein Düngestäbchen.« Was hatte der denn für ein Problem?

Grummelnd flog Jenks zum Wagen und begann darin herumzuwühlen. Grüne Verschlussstreifen, Rankhölzer und

gebrauchte pH-Teststreifen flogen durch die Gegend. »Hab eins«, meinte er und zog ein weißes Stäbchen hervor, das so groß war wie sein Kopf. Er warf es in den Kanister, wo es sich mit einem Zischen auflöste. Es war allerdings kein Düngestäbchen, sondern ein Sauerstoffpellet, das auch gegen Algen wirkte. Wozu einen Fisch stehlen, wenn er beim Transport krepirt?

»Oh mein Gott, Rachel«, flüsterte Jenks, als er auf meiner Schulter landete. »Das ist Polyester. Ich trage Polyester!«

Ich entspannte mich. Daher kam also die schlechte Laune. »Alles wird wieder gut.«

»Ich hab Ausschlag!«, rief er und kratzte sich wie ein Bessener unter seinem Kragen. »Ich kann keinen Polyester tragen! Pixies reagieren allergisch auf Polyester. Schau mal, siehst du das?« Jenks neigte den Kopf nach vorne, sodass die blonden Haare seinen Nacken freigaben, aber er war viel zu nahe vor meinen Augen, als dass ich ihn klar hätte erkennen können. »Überall Striemen. Und es stinkt. Ich kann das Öl riechen. Ich trage tote Dinosaurier. Ich kann doch kein totes Tier tragen! Das ist barbarisch, Rachel«, flehte er.

»Jenks?« Ich schraubte den Verschluss provisorisch auf den Kanister und warf ihn mir über die Schulter, während ich Jenks wegschob. »Ich trage die gleichen Klamotten. Das musst du abkönnen.«

»Aber es stinkt!«

Ich verdrehte genervt die Augen und stieß zwischen zusammengebißenen Zähnen ein »Mach mal halblang« hervor.

Während er rückwärts abschwirrte, zeigte der Kerl mir doch glatt beide Mittelfinger! Ich klopfte die Gesäßtasche meines schäbigen Overalls ab und fand die Gartenschere. Miss »Büroprofi« tippte gerade einen Brief, und so stellte

ich die kleine Stehleiter auf, kletterte hinauf und begann die Hängepflanzen hinter ihrem Schreibtisch zu beschneiden. Jenks hatte sich wieder eingekriegt und half mir dabei. Nach wenigen Momenten fragte ich ihn flüsternd: »Hast du alles vorbereitet?«

Die Augen auf die offene Tür von Mr. Rays Büro gerichtet, nickte er. »Wenn er das nächste Mal die Mails checkt, wird das ganze Internetsicherheitssystem verrückt spielen. Seine Sekretärin wird fünf Minuten brauchen, um es zu reparieren, wenn sie sich auskennt, vier Stunden, wenn sie keinen blässen Schimmer davon hat.«

»Ich brauche nur fünf Minuten.« Durch die hereinströmende Sonne begann ich zu schwitzen. Hier drin roch es wie in einem Garten – einem Garten, in dem ein nasser Hund auf den kühlen Fliesen liegt.

Mein Herz schlug schneller, und ich schob die kleine Leiter eine Pflanze weiter. Ich stand nun hinter dem Schreibtisch und konnte die Anspannung der Frau spüren. Sie musste wohl oder übel damit klarkommen, dass ich in ihr Revier eingedrungen war. Immerhin war ich die Wassertussi. Ich arbeitete weiter und hoffte, dass sie meine Nervosität auf die Nähe zu ihr zurückführen würde. Meine Hand lag auf der Verschlusskappe des Kanisters. Nur eine Drehung, und sie wäre ab.

»Vanessa!« Aus dem Büro schallte eine wütende Stimme.

»Los jetzt«, drängte Jenks und flog hoch an die Decke zu den Überwachungskameras.

Ich drehte mich um und sah den verärgerten Mann, offensichtlich ein Werwolf, erkennbar an der schmalen Figur und der Körpergröße. Er stand in der Tür zu seinem Büro. »Es ist schon wieder passiert.« Mit gerötetem Kopf krallte er sich an der Türzarge fest. »Ich hasse diese Technik. Was ist so schlecht an gutem, altem Papier. Ich mag es.«

Auf dem Gesicht der Sekretärin erschien ein professionelles Lächeln. »Mr. Ray, Sie haben ihn schon wieder angeschrien, nicht wahr? Ich habe Ihnen doch erklärt, dass Computer wie Frauen sind. Wenn Sie sie anschreien oder zu viel auf einmal verlangen, machen sie dicht und tun gar nichts mehr.«

Er knurrte irgendeine Antwort und verschwand in seinem Büro. Entweder ignorierte er die indirekte Warnung seiner Sekretärin, oder er hatte sie überhaupt nicht bemerkt. Mein Herz schlug bis zum Hals, als ich das kleine Treppchen direkt hinter das Aquarium stellte.

Vanessa seufzte. »Gott steh ihm bei«, murmelte sie beim Aufstehen. »Wenn er weiter solche Sprüche bringt, wird ihm irgendwann mal jemand gehörig die Eier zerquetschen.« Sie warf mir einen aufgebrachtten Blick zu und verschwand dann mit klappernden Absätzen in dem Büro. »Rühren Sie bloß nichts an«, rief sie. »Ich komme ja schon.«

Ich holte tief Luft. »Kameras?«

Jenks schnellte von der Decke herab. »Zehnminutenschleife. Leg los.«

Er flog zur Haupttür, setzte sich auf die obere Türleiste und beobachtete kopfüber den gesamten Eingangsbereich. Seine Flügel bewegten sich so schnell, dass sie vor meinen Augen verschwammen, als er mir das Okayzeichen gab.

Mein ganzer Körper war angespannt wie ein Stahlseil. Ich öffnete den Deckel des Aquariums und zog das grüne Fischnetz aus der Innentasche meines Overalls. Auf der obersten Stufe der Leiter balancierend, krepelte ich die Ärmel bis zum Ellbogen hoch und tauchte den Käscher ins Wasser. Beide Fische flitzen sofort in den hinteren Teil des Beckens.

»Rachel, die hat was drauf. Sie ist schon halb durch.«

»Pass einfach nur auf die Tür auf«, zischte ich. *Wie lan-*

ge kann es schon dauern, einen Fisch zu fangen? Ich drückte einen Stein nach vorne, um das dahinter versteckte Tier zu fangen. Beide Fische schossen zur Vorderseite des Aquariums.

Plötzlich klingelte mit einem weichen Summen das Telefon. »Jenks, gehst du mal ran?« Behutsam trieb ich beide Fische mit dem Käscher in eine Ecke. »So, jetzt hab ich dich ...«

Jenks sauste von der Tür zum Telefon und landete mit den Füßen auf dem blinkenden Annahmeknopf. »Mr. Rays Büro, bitte warten Sie einen Augenblick«, fiepte er in einem hohen Falsett.

»Du hinterhältiges Schuppenvieh«, fluchte ich, als sich der zappelnde Fisch aus dem Netz befreite. »Na, komm schon. Ich versuche doch nur, dich nach Hause zu bringen, du schleimiges, schuppiges Ding«, säuselte ich mit zusammengebissenen Zähnen. »Ja ... fast ... komm schon.« Er steckte jetzt zwischen dem Netz und dem Glas. Wenn er doch nur stillhalten würde ...

»Hey!«

Das Adrenalin schoss mir in den Kopf. Im Durchgang zu den vorderen Büros stand ein kleiner Mann mit gepflegtem Bart, der einige Akten unter dem Arm trug. »Was machen Sie denn da?«, fragte er streitlustig.

Ich blickte auf meinen Arm im Aquarium. Der Käscher war leer. Der Fisch hatte sich befreit. »Ähh, mir ist die Sche-
re da reingefallen?« Es klang nicht sonderlich überzeugend.

Aus Mr. Rays Büro kam ein Aufstampfen, dann ein Stoßseufzer von Vanessa. »Mr. Ray!«

Verflucht. Das klappte wohl doch nicht auf die leichte Tour.
»Plan B, Jenks.« Ächzend schnappte ich mir die Abdeckung des Aquariums und zog daran.

Als das Becken kippte und sich über hundert Liter ekli-

ges Fischwasser über ihren Schreibtisch ergossen, hörte ich Vanessa schreien.

Plötzlich stand sie mit Mr. Ray in der Tür. Von der Taille bis zu den Füßen durchnässt torkelte ich von der Leiter. Geschockt standen sie alle wie angegossen da. Ich suchte den Boden nach den Fischen ab. »Da seid ihr ja.« Mit einem Aufschrei versuchte ich mir den richtigen der beiden zu greifen.

»Sie will den Koi«, schrie der kleine Mann, während noch mehr Leute aus dem Flur hereinkamen. »Schnappt sie euch!«

»Lauf!«, kreischte Jenks. »Ich halte sie dir vom Leib.«

Triefend watschelte ich hinter dem Fisch her und versuchte ihn zu fassen, ohne ihn zu verletzen. Der Koi rutschte zuckend über den Boden. Endlich bekam ich ihn zwischen die Finger, ließ ihn in den Kanister fallen und drehte den Verschluss fest zu.

Jenks flitzte währenddessen wie ein Leuchtkäfer aus der Hölle zwischen den Tiernischen hin und her, fuchtelte dabei mit Bleistiften herum und donnerte sie ihnen wie ein Speerwerfer in die empfindlichsten Körperpartien. Ein gerade mal zehn Zentimeter großer Pixie hielt drei Tiernischen in Schach. Nicht, dass mich das überrascht hätte. Mr. Ray stand nur fassungslos da, bis er bemerkte, dass ich einen seiner Fische hatte. »Was, zum Teufel, machen Sie mit meinem Koi?« Sein Gesicht lief vor Wut knallrot an.

»Ich gehe mal mit ihm spazieren.«

Er kam auf mich zu und versuchte, mich mit seinen kloßigen Händen festzuhalten. Höflich streckte ich ihm meine Hand entgegen und riss ihn vorwärts, direkt in mein Knie. Er stolperte zurück und drückte sich beide Hände in die Magengrube.

»Hör auf, mit den Hunden zu spielen!«, schrie ich in Jenks'

Richtung und suchte verzweifelt nach einem Fluchtweg.
»Wir müssen verschwinden.«

Ich hob Vanessas Monitor hoch und warf ihn in das Flachglasfenster. Das wollte ich schon lange mal machen, allerdings mit Ivys Bildschirm! Er krachte mit einem wohltuenden Geräusch durch das Glas und schlug auf dem Rasen auf, ein merkwürdiger Anblick. Wütende Tiermenschen strömten in den Raum und sonderten ihren starken Moschusgeruch ab. Ich schnappte mir den Kanister und hechelte durch das Fenster.

»Los, hinterher«, schrie jemand.

Meine Schulter knallte auf den gepflegten Rasen, und ich rollte mich ab. »Komm hoch«, hörte ich Jenks direkt an meinem Ohr. »Da entlang.«

Er flitzte durch den kleinen Innenhof. Ich folgte ihm, wobei ich mir den schweren Kanister auf den Rücken schnallte, um beide Hände frei zu haben. Dann zog ich mich an dem Rosengitter an der Mauer hoch, ohne auf die Dornen zu achten, die meine Haut durchdrangen.

Keuchend kam ich oben an. Das Rascheln der Zweige verriet mir, dass sie mir auf den Fersen waren. Ich zog mich über die Brüstung des mit Teer und Kieselsteinen bedeckten Flachdachs und sprintete los. Hier oben wehte ein heißer Wind, und ich warf einen kurzen Blick auf die Skyline von Cincinnati.

»Spring«, brüllte Jenks, als ich am Rand angekommen war.

Ich vertraute ihm und sprang mit wirbelnden Armen und Beinen von der Dachkante.

Adrenalin schoss durch meinen Körper, und ich hielt die Luft an. Es war ein Parkplatz. Er hatte mich vom Dach auf einen Parkplatz springen lassen!

»Ich hab keine Flügel, du Idiot.« Zähneknirschend zog ich die Knie an. Als ich am Boden aufschlug, kam der Schmerz

wie eine Explosion. Ich fiel nach vorne und riss mir die Handinnenflächen auf. Der Schultergurt riss, und der Kanister schlug klappernd auf den Asphalt. Ich rollte zur Seite, um den Sturz abzufangen.

Der metallene Kanister rollte in die entgegengesetzte Richtung. Noch immer keuchend vor Schmerz stolperte ich hinterher. Beinahe hätte ich ihn erwischt, doch dann rollte er unter einen Wagen. Mit einem Fluch legte ich mich flach auf den Bauch und versuchte das Ding mit einem Arm zu erreichen.

»Da ist sie!«

Ich hörte ein Pling von dem Auto über mir, dann noch eins. Im Asphalt klaffte plötzlich ein Loch, und ich konnte den stechenden Schmerz von Splittern in meinem Arm spüren. Schossen die etwa auf mich?

Mit einem Stöhnen schlängelte ich mich unter dem Auto hervor und zog den Kanister hinter mir her. Den Fisch wie einen Schutzschild vor die Brust gedrückt, ging ich langsam rückwärts. »Hey«, rief ich und zog mir eine Strähne aus dem Gesicht. »Was zur Hölle macht ihr da? Es ist nur ein Fisch! Er gehört euch doch nicht einmal!«

Das Tiemenschentrio glotzte vom Dach herab. Einer von ihnen legte seine Waffe auf mich an.

Blitzschnell drehte ich mich um und rannte los. Und das alles für fünfhundert Dollar? Für fünftausend vielleicht! Ich lief hinter Jenks her und schwor mir, mich das nächste Mal über die Einzelheiten zu informieren, bevor ich das Standardhonorar veranschlagte.

»Hier lang«, brüllte Jenks. Teile des Asphalts platzten ab und trafen mich, begleitet vom Echo der Schüsse. Der Platz war nicht abgesperrt, und so rannte ich mit vor Adrenalin zitternden Muskeln über die Straße, um mich möglichst unauffällig in den Strom der Fußgänger einzureihen. Mit klopf-

fendem Herzen hielt ich kurz an und entdeckte ihre Silhouetten, die sich vor dem weiten Himmel abzeichneten. Sie waren nicht gesprungen. Sie mussten sich auch nicht beeilen, denn am Gitter klebte noch überall mein Blut. Trotzdem glaubte ich nicht, dass sie mich verfolgen würden. Der Fisch gehörte nicht ihnen, sondern den Howlers. Das Baseballteam würde mich bezahlen, und damit hätte ich das Geld für die Miete.

Ich versuchte meine Atmung zu verlangsamen und mich der Geschwindigkeit der Fußgänger anzupassen. Die Sonne brannte vom Himmel, und ich schwitzte in dem verdammten Polyestersack. Wahrscheinlich hielt mir Jenks den Rücken frei, also bog ich in eine Gasse ein, um mich umzuziehen. Ich stellte den Kanister ab, ließ den Kopf nach hinten fallen und lehnte mich an die kühlende Wand des Gebäudes. Ich hatte es geschafft. Die Miete war wieder für einen Monat gesichert.

Mit einer Hand riss ich mir den Tarnzauber vom Hals und fühlte mich augenblicklich besser. Das Trugbild einer dunkelhäutigen Frau mit dicker Nase und braunen Haaren verschwand und enthüllte mein krauses, schulterlanges rotes Haar und meinen blassen Teint. Ich begutachtete meine zerschundenen Hände und rieb sie behutsam aneinander. Vielleicht hätte ich einen Schmerzzauber einpacken sollen. Nein, es war besser, so wenige Zauber wie möglich mit mir rumzutragen. Hätten sie mich gefangen, wäre ich nur wegen »versuchten Diebstahls« dran gewesen, und nicht wegen »versuchten Diebstahls und des Vorsatzes der Körperverletzung«. Vor einer Anschuldigung hätte ich mich drücken können, aber zwei wären zu viel gewesen. Ich war ein Runner – ich kannte das Gesetz.

Während die Leute am Eingang der Gasse vorbeigingen, zog ich den feuchten Overall aus und stopfte ihn in einen

Müllcontainer. Erleichtert bückte ich mich, um den Saum meiner Lederhose über meine schwarzen Stiefeletten zu rollen. Wieder in der Vertikalen, betrachtete ich die neuen Kratzspuren an meiner Hose und drehte mich dabei, um das Ausmaß des Schadens zu begutachten. Ivys Lederpolitur würde die feinen Risse ein wenig ausbessern, aber eins war klar – Leder und Asphalt harmonierten nicht miteinander. Aber besser Kratzer an der Hose als Kratzer an mir. Darum trug ich sie ja schließlich.

Selbst hier im Schatten strich die Septemberluft wohltuend über meine Haut, während ich mein schwarzes Top in die Hose steckte und dann nach dem Kanister griff. Wieder ganz ich selbst, trat ich in die Sonne hinaus und setzte einem vorbeigehenden Jungen meine Kappe auf. Er sah sie sich an, lächelte, und winkte mir schüchtern zu, als seine Mutter sich runterbeugte und fragte, wo er das herhatte. Zufrieden mit der Welt und mir spazierte ich mit klappernden Absätzen den Fußgängerweg entlang und schüttelte meine Haare aus. Schließlich schlug ich die Richtung zum Fountain Square ein, wo meine Mitfahrgelegenheit auf mich warten sollte. Heute Morgen hatte ich dort meine Sonnenbrille versteckt und mit etwas Glück war sie noch da. Bei Gott, ich liebte meine Unabhängigkeit.

Es war jetzt fast drei Monate her, dass ich wegen der Scheißaufträge meines alten Bosses bei der Inderland Security ausgerastet war. Ich hatte mich benutzt gefühlt, meine Arbeit war nicht gewürdigt worden. Also hatte ich das ungeschriebene Gesetz gebrochen, den Dienst bei der I.S. quittiert und meine eigene Agentur gegründet. Damals schien das eine gute Idee zu sein. Da ich nicht in der Lage gewesen war, mich aus meinem Vertrag freizukaufen, hatten sie mich auf die Abschussliste gesetzt. Die folgenden

Attentate hatten mir endgültig die Augen geöffnet. Ohne Jenks und Ivy hätte ich das nie geschafft.

Inzwischen machte ich mir langsam aber sicher einen Namen, aber merkwürdigerweise wurde meine Finanzlage nicht besser, sondern schlechter. Na klar, ich konnte aus meinem Uniabschluss einigen Nutzen ziehen und Zauber brauen, die ich früher hatte kaufen müssen und sogar einige zubereiten, die mein Budget überschritten hätten. Aber die Finanzen waren ein ständiges Problem. Es war nicht so, dass ich keine Jobs an Land ziehen konnte, es war eher so, dass die Kohle irgendwie nie lange in der Keksdose auf dem Kühlschrank blieb.

Ich hatte nachgewiesen, dass ein Fuchsmensch von einem rivalisierenden Clan mit einem Fluch belegt worden war. Mit dem Lohn musste meine Hexenlizenz erneuert werden, etwas, das früher immer die I. S. bezahlt hatte. Dann war da noch der Job für den Hexer. Ihm war sein Schutzgeist abhanden gekommen, und ich musste ihn ausfindig machen. Das Geld ging für den monatlichen Beitrag meiner Krankenversicherung drauf. Ich hatte nie gewusst, dass es so teuer war, einen Runner zu versichern. Die I. S. hatte mir damals die Karte gegeben, und ich hatte sie ganz selbstverständlich benutzt. Dann musste ich noch einen Typen bezahlen, der die tödlichen Sprüche kannte, die immer noch an meinen eingelagerten Sachen hafteten, Ivy einen seidenen Morgenmantel kaufen, da ich ihren ruiniert hatte, und mir selbst einige nette Outfits zulegen. Ich hatte ja jetzt einen Ruf zu verlieren.

Aber wahrscheinlich waren die ständigen Taxifahrten für das dauerhafte Finanzloch verantwortlich. Die meisten Busfahrer Cincinnatis kannten mich vom Sehen und nahmen mich nicht mit, darum musste Ivy mich immer abholen. Verdammt unfair. Es war jetzt schon fast ein Jahr her,

dass ich bei dem Versuch einen Werwolf festzunageln die Passagiere eines voll besetzten Busses enthaart hatte.

Ich hatte es satt, ständig pleite zu sein, aber mit dem Geld für die Beschaffung des Howlers-Maskottchens würde ich einen weiteren Monat überstehen. Vor den Tiermenschen war ich sicher. Der Fisch gehörte ihnen nicht, und wenn sie bei der I.S. eine Beschwerde einreichen wollten, müssten sie ja erst mal erklären, woher sie ihn hatten.

»Hey, Rachel«, meinte Jenks, als er von irgendwo und nirgendwo hergeflogen kam. »Keine Verfolger. Und wie lautet nun Plan B?«

Ich zog meine Augenbrauen hoch und sah ihn missbilligend an. Er flog in Schrittgeschwindigkeit genau neben mir her. »Pack dir den Fisch und renn, als ob der Teufel hinter dir her wäre.«

Jenks prustete los und landete auf meiner Schulter. Er hatte die Uniform entsorgt und sah in dem langärmeligen, jägergrünen Seidenhemd und den dazu passenden Hosen wieder ganz normal aus. Um seine Stirn hatte er ein rotes Tuch gebunden. Damit signalisierte er allen Pixies und Fairys, deren Territorium wir kreuzten, dass er in friedlicher Absicht kam. Das Licht blitzte von den Stellen seiner Flügel, wo noch Reste des durch die Aufregung entstandenen Pixiestaubes klebten.

Ich verlangsamte meinen Schritt, als wir den Fountain Square erreichten. Unbesorgt setzte ich mich auf die trockene Seite des Springbrunnens und suchte mit meinen Fingern unter der Mauer nach der Sonnenbrille. Sie würde bald kommen. Die Frau war süchtig nach geordneten Tagesplänen.

Während sich Jenks im wässrigen Nebel des Brunnens duschte, um den »Dinosauriergestank« loszuwerden, klappte ich die Bügel der Brille auseinander und schob sie mir auf die Nase. Es war eine Erleichterung für die Augen, als

dadurch das grelle Licht des Septembernachmittags gemildert wurde. Meine langen Beine ausstreckend, nahm ich beiläufig das Geruchsamulett ab und warf es in den Brunnen. Tiermenschen folgten Geruchsspuren. Sollten sie hinter mir her sein, würde die Fährte hier enden, sobald ich in Ivys Auto eingestiegen und weggefahren war.

In der Hoffnung, dass niemand mich bemerkt hatte, ließ ich meinen Blick über die Leute schweifen. Da stand ein nervöser, anämisch wirkender Vampirlakai, der wohl Tagesjobs für seinen Liebhaber erledigte, zwei flüsternde Menschen, die kicherten, als sie seinen mit Narben übersäten Hals sahen, ein müder Hexenmeister – nein, eher ein Hexer, wie mir der nur schwache Rotholzgeruch verriet –, der auf einer nahen Bank saß und einen Muffin aß, und meine Wenigkeit. Ich holte langsam Luft und machte es mir bequem. Nach diesem ganzen Stress auf einen Fahrer zu warten war irgendwie enttäuschend.

»Hätte ich bloß ein Auto«, sagte ich zu Jenks und zog den Fischkanister zwischen meine Füße. Nur wenige Meter entfernt floss der Verkehr zäh dahin. Die Straßen füllten sich und ich schätzte, dass es inzwischen nach zwei Uhr mittags sein musste. Um diese Zeit drängten sich sowohl Inderlander als auch Menschen auf den engen Verkehrswegen. Es stellte einen täglichen, nervenaufreibenden Kampf dar. Wenn dann die Sonne unterging und sich die Menschen in ihre Häuser zurückzogen, wurde alles wesentlich einfacher.

»Was willst du denn mit einem Auto?«, fragte Jenks, als er sich auf mein Knie setzte und damit begann, seine libellenähnlichen Flügel sorgfältig abzutrocknen. »Ich habe auch kein Auto. Hab niemals eins gehabt. Ich komme auch so überall hin. Autos machen nur Ärger.« Ich hörte ihm schon gar nicht mehr zu. »Du musst sie andauernd betanken und

reparieren. Dann musst du sie putzen und brauchst immer einen Parkplatz. Und denk nur an das Geld, dass man da reinsteckt. Dagegen ist eine Freundin ja richtig billig.«

»Aber trotzdem«, antwortete ich und wackelte mit dem Bein, um ihn zu irritieren. »Ich will trotzdem ein Auto.« Ich betrachtete die Leute um mich herum. »James Bond musste nie auf den Bus warten. Ich habe alle seine Filme gesehen, und er hat nie auf einen Bus gewartet.« Ich warf Jenks einen kurzen Blick zu.

»Das hat einfach keinen Stil.«

»Hmm, ja«, antwortete er, wobei seine Augen einen Punkt hinter meinem Rücken fixierten. »Jetzt fällt mir auch ein Argument für ein Auto ein ... die Sicherheit, Tiernmenschen auf elf Uhr.«

Ich drehte mich um, und meine Entspannung war wie weggeblasen. »Scheiße«, flüsterte ich und schnappte mir den Kanister. Es waren drei. Man konnte sie an ihrer gebückten Statur, der schweren Atmung und dem schleppenden Gang erkennen. Völlig verkrampft stand ich auf und brachte den Springbrunnen zwischen uns. *Wo, zur Hölle, blieb Ivy?*

»Rachel, warum sind die dir immer noch auf der Spur?«

»Keine Ahnung.« Ich musste an das Blut auf den Rosen denken. Wenn es mir nicht gelang, die Fährte zu unterbrechen, würden sie mich bis nach Hause verfolgen. Aber warum? Ich setzte mich so hin, dass ich ihnen den Rücken zukehrte, wohlwissend, dass Jenks sie beobachtete. Mein Mund war plötzlich vollkommen ausgetrocknet. »Haben sie mich gewittert?«

Jenks hob mit surrenden Flügeln ab. »Nein«, lautete die Antwort, als er kaum eine Sekunde später zurückkam. »Sie sind noch einen halben Block entfernt, aber du solltest dich langsam mal in Bewegung setzen.«